Gerettet.

Von Dr. Hans Liesal.

Toni, der einzige Sohn des Mühlenbesitzers und Bürgermeisters von M. lehnte am Gartenzaun und schaute aufmerksam hinüber in den Nachbargarten. Er stand hier seit einiger Zeit oft, während er sich früher doch gar nicht viel um die Nachbarn gekümmert hatte. Aber freilich, seit die Grethel den Haushalt des Lehrers versorgte, sah es da drüben auch viel freundlicher aus als vorher. Die Grethel war eine entfernte Verwandte der Lehrerfrau; ihre Eltern waren ziemlich schnell aufeinander gestorben und hatten dem armen Ding nichts hinterlassen, und da die Lehrerfrau, Mutter dreier unerzogener Kinder, immer kränklich war und keine Magd länger als vier Wochen hatte, hatte sie kurz entschlossen die Waise zu sich genommen.

Grethe war ein nettes, anstelliges Mädchen, das schnell Ordnung in den vernachlässigten Haushalt brachte. Die Kinder liefen nicht mehr mit zerrissenen, schmutzigen Kleidchen umher, die Lehrerfrau mußte sich nicht mehr halb tot ärgern über die dumme, eigensinnige Magd, und der Garten glich nicht mehr einer Wüstenei.

Man konnte es dem Toni also gar nicht verdenken, daß er jetzt fast jeden Abend an dem Gartenzaun stand und natürlich auch mit der blonden Nachbarin plauderte. Sie war wirklich hübsch, wie sie da um die Ecke des Hauses kam; in jeder Hand eine Gießkanne, auf den rotblonden Haaren einen breitrandigen Strohhut, unter dem die lachenden blauen Augen schelmisch hervorblitzten.

„Guten Abend, Fräulein Grethe," rief Toni halblaut — „wollen Sie wieder gießen? Es gedeiht ja prächtig bei Ihnen; natürlich, was solche Gärtnerin pflanzt!"

Das frische Rot auf ihren Wangen vertiefte sich noch, als sie ihm lächelnd zunickte. „O, Herr Hübner, auf die Gärtnerin kommts wohl nicht an, sondern aufs Gießen."

Er lachte. „Darf ich Ihnen helfen, Grethel? Dann springe ich über den Zaun."

„Um Himmelswillen! Was tät' denn da die Base sagen und erst Ihre Frau Mutter?" wehrte Grethe erschrocken ab. „Ueberhaupt können Sie ja gar nicht so hoch springen," neckte sie.

„Warten Sie nur, ich werde es Ihnen einmal zeigen," entgegnete er. Dann plauderten sie, während Grethe ihre jungen Pflänzchen begoß, heiter über alles Mögliche, bis das Mädchen mit der Behauptung, nun absolut keine Zeit mehr zu haben, ins Haus eilte.

Die kurzen Plauderstündchen am Gartenzaun waren die einzige Freude, der einzige Trost der armen Grethe, denn im Hause gab es wenig genug Erfreuliches; nur Plage, Arbeit und Aerger den ganzen Tag. Der Lehrer war ein mürrischer, strenger Mann, die Base hatte jene kriittelige, grundlose Unzufriedenheit kränklicher Menschen und die Kinder waren kleine Plagegeister, die an Grethe all ihren durch den Vater gewaltsam unterdrückten Uebermut ausließen. Man verlangte von ihr, daß sie arbeitete, das Haus in Ordnung hielt, aber nach ihrer Liebe verlangte kein Mensch: man gab ihr für die Arbeit die Kost und bezahlte sie, aber man gab ihr keine Liebe, nach der sich das arme verwaiste Mädchen so sehnte. Kein Wunder also, daß sich ihr ganzes unbefriedigtes Liebesbedürfnis, ihr ganzer unverlangter Liebesreichtum dem hübschen, liebenswürdigen Nachbarssohn zuwandte, der so nett gegen sie war.

* * *

Eine schöne, laue Sommernacht war es, eine jener Nächte, in welchen die Schwermut dem einsamen Menschen naht. Grethe hatte viel Arbeit gehabt, erst spät am Abend, nachdem alle schon zur Ruhe gegangen waren, konnte sie ein wenig in den Garten kommen. Langsam ging sie durch den Garten zu dem murmelnden Bächlein, welches ihn begrenzte. Sie schlang die Arme um einen der dort stehenden Bäume und blickte nachdenklich auf das eilende, schimmernde Wässerchen zu ihren Füßen.

Sie war traurig heute. Sie dachte an ihr Elternhaus, an das kleine Dorf im Walde, an den Vater, den derben, gutmütigen Jägersmann, an die zarte, kränkliche Mutter und an den schönen, leichtsinnigen Jungen, das Sorgenkind der Familie, den alle so verwöhnten, und der es auch durchgesetzt hatte, studieren zu dürfen, und der eines Tages verschwunden war, nichts hinterlassend als Schulden, zu deren Bezahlung das kleine Vermögen des alten Försters kaum ausreichte.

Der Vater hatte gewettert, daß das Hänschen gezittert hatte, die Mutter aber legte sich hin und starb, und der Vater in dessen rauhem Gemüt die Sorgen und der Schmerz um die verlorene Gefährtin größere Verwüstungen angerichtet hatten, als er sich merken ließ, folgte ihr bald nach. Und sie, die arme Grethel, war hierher gekommen und war nichts Besseres und nicht mehr geachtet als eine Magd, das ließen sie alle merken, nur der Toni nicht.

Aber war es recht, ihn zu lieben, würden seine geldstolzen Eltern je erlauben, daß er das arme Mädchen heirate? Heiraten? Ja, wollte er sie denn überhaupt heiraten, hatte er denn das je gefragt? Und so, durfte sie ihn denn so lieben? Heiße Tränen stiegen in ihre Augen. „Mutterle, Mutterle, hilf mir," flüsterte sie leise, wie in flehendem Gebet.

Leise Schritte ertönten hinter ihr und zwei starke Arme umfingen von rückwärts ihren schlanken Körper. Mit einem Ton, der halb Schluchzen, halb unterdrücktes Jauchzen war, warf sie die Arme um seinen Hals und er preßte sie an sich und erstickte sie fast mit seinen Küssen. Plötzlich ließ er sie ein wenig los und strich mit der Hand prüfend über ihre glühenden Wangen.

„Warum hast du geweint, Grethel? Hat dir jemand was zu leid getan?" fragte er.

„Nein, niemand; es ist nichts," antwortete sie unsicher.

Aber er gab nicht nach, bis sie ihm sagte, warum sie geweint habe.

„Du Närrchen, du gut's, dumm's," schalt er sie gutmütig. „Also du glaubst, dich hab' ich lieb und heiraten tu' ich eine andere? Nein, Schatzl, so was tut der Hübner Toni nicht. Aber du hast Recht, die Heimlichkeit führt zu nichts Gutem und ich wär' ein Schuft, wenn ich noch länger wartete. Du bist mein, mit Leib und Seele, und ich lass' dich nicht, kann's kommen wie's mag. Gleich morgen red' ich mit der Mutter, denn der Vater ist krank, das weißt ja."

Grethel schmiegte sich voll inniger Hingebung an ihn, aber sie zitterte vor Aufregung.

„Ich fürcht' mich, Toni," flüsterte sie, „ich fürcht' mich vor deinen Eltern."

„Ach geh', Schatzl, das mußt' nicht sagen, meine Eltern sind gut mit mir und sie werden es auch mit dir sein. Sie kennen dich doch und wissen, was für ein tüchtiges Mädel du bist, und mir scheint, eine Frau, die nichts hat, dafür aber ihren Mann liebt und sparsam und fleißig wirtschaftet, ist besser wie eine, die einen Sack voll Geld mitbringt und dann alles wieder selber braucht und noch obendrein den Mann ärgert. Aber jetzt ist's Zeit, daß du schlafen gehst, damit du morgen helle Augen hast."

Er küßte sie noch einige Male herzlich auf die brennenden Lippen, dann schob er sie sanft von sich und sah ihr nach, bis sie im Haus verschwunden war, ehe er auf dem Wege über den Zaun sein Heim aufsuchte.

Am anderen Morgen begann der Kampf. Die Frau Bürgermeisterin starrte ihren Sohn an, als habe er den Verstand verloren, als er ihr erklärte, daß er die Grethel liebe und sie heiraten wolle. Also hatte die schlaue Person es wirklich verstanden, ihn einzufangen, und er kroch auf den Leim, ohne es zu merken. Er solle sich nur nicht unterstehen, am Ende dem kranken Vater mit solchem Geschwätz zu kommen. Die Lehrersmagd heiraten wollen, jetzt, wo der Vater mit dem Löwenwirt einig geworden sei, daß ihre Kinder sich heiraten sollen. Ob die Löwenwirts-Fanny vielleicht nicht hundertmal mehr wert sei, als diese hergelaufene Jägerstochter.

„Wenn du den Wert des Menschen nach seinem Geldsack schätzest, dann allerdings, Mutter, aber ich glaube kaum, daß die Fanny so arbeiten würde wie die Grethel ..."

„Hat sie auch nicht nötig," schrie die alte Frau zornig, „die kann sich sechs solche Mägde halten wie diese Grethel!"

„Die Grethel ist achtbarer Leute Kind, aber auch wenn sie ein Bettlerkind wäre, wär' sie mir am kleinen Finger noch lieber wie die ganze Fanny samt ihrem Gelde. Uebrigens Mutter," fuhr Toni ruhig, aber fest fort, „wenn der Vater so gedacht hätte wie du, wärst du wohl auch nicht seine Frau geworden."

„Damals! Damals hatte der Vater auch noch nicht so viel Geld; jetzt denkt er ebenso wie ich, das kannst dir merken!" Dann verließ sie tiefgekränkt das Zimmer und wich den ganzen Tag ihrem Sohne aus, daß er nicht mehr mit ihr sprechen konnte.

Bei dem Vater stellte Toni trotz des mütterlichen Verbotes einige vorsichtige Versuche an, aber der Erfolg war kein ermutigender. Auf seine scheinbar absichtslos hingeworfene Frage, ob der Vater nicht auch der Meinung sei, daß ein Mann mit einem armen, braven Mädchen, das ihn liebe und das er wiederliebe, besser daran sei als mit einer reichen, ungeliebten Frau, hatte der Alte ihn erst mißtrauisch, forschend angeblickt und dann kühl erwidert:

„Unsinn! Geld, viel Geld ist heutzutage die Hauptsache; arme Mädchen sind nicht dazu da, geheiratet zu werden. Deine Mutter hat zwar auch nicht viel gehabt, aber damals lagen die Verhältnisse noch anders; dir würde ich nie erlauben, ein armes Mädchen zu heiraten, und weil wir gerade davon sprechen, will ich dir gleich sagen, daß ich mit dem Löwenwirt einig bin, du wirst die Fanny heiraten."

Toni wollte erwidern, daß er dies nie tun werde, aber er hörte die Mutter im Nebenzimmer und er wollte auch dem kranken Vater keinen Aerger bereiten. So verließ er schweigend das Zimmer.

Am Abend sagte er seiner Liebsten, sie müsse noch ein bißchen Geduld haben, bis der Vater wohler sei, daß man solche Dinge mit ihm besprechen könne.

„Und deine Mutter?" fragte Grethe. „Du sagtest gestern, du würdest erst mit deiner Mutter sprechen. Gell, sie will nichts von mir wissen?"

„Ach, was du alles denkst, Grethel," antwortete er ausweichend. „Die Mutter weiß, daß du ein braves Mädchen bist. Sie hat dich selbst oft gelobt, aber jetzt hat sie den Kopf so voll. Wir müssen warten, bis der Vater wieder gesund ist."

Grethe drang weiter in ihn, aber sie ahnte wohl, daß sich die Sache so verhielt, daß die Mutter sie vielleicht früher gelobt hatte als Magd, sie aber nie als Schwiegertochter willkommen heißen würde. Und auch vom Vater, der ihr manchmal im Vorbeigehen freundlich die Wangen getätschelt hatte, erhoffte sie nicht viel. Er war eben auch freundlich gegen sie gewesen, so lange sie nichts war und nichts sein wollte, als die fleißige Dienerin der Lehrersfamilie.

Sie merkte es auch an der wechselnden Laune des Liebsten, daß er einen harten Kampf mit den Eltern zu bestehen hatte. Sie erfuhr, daß die Bürgermeisterin die Lehrerfrau zu veranlassen gesucht hatte, sie fortzusenden, und eines Abends gestand Toni selbst, daß vorläufig an ihre Verbindung oder auch nur öffentliche Anerkennung ihres Verlöbnisses nicht zu denken sei. Seine Eltern seien zu sehr dagegen und er könne doch auch nicht direkt gegen ihren Willen handeln, besonders jetzt, da der Vater immer noch krank war. Aber sie solle nur Vertrauen zu ihm haben und ihm Zeit lassen, allmählich werde es ihm schon gelingen, die Eltern umzustimmen. Sie solle ihm treu bleiben und ihn lieben, wie er sie liebe, er werde sie gewiß nie lassen.

Grethe verbrachte eine schlaflose Nacht, aber als sie früh am Morgen ihr Lager verließ, hatte sie ihren Entschluß gefaßt. In M. konnte sie nicht länger bleiben, das stand fest. Toni litt unter dem Zwist mit den Eltern und sie selbst litt noch mehr. Es widerstrebte ihr, die unschuldige Ursache einer Entfremdung zwischen Eltern und Sohn zu sein und Stoff zu Klatschereien zu geben, denn in dem kleinen Ort sprachen sich Familiengeheimnisse schnell genug herum und sie hatte in den letzten Wochen schon so manches gehört.

Sie liebte Toni mit der ganzen Kraft ihres warmfühlenden Gemütes, aber sie fühlte auch instinktiv, daß die Natur des Mannes nicht so opferfähig ist wie die des Weibes. Er würde sie nicht verlassen, wenn sie blieb, wahrscheinlich nicht; er würde ihr vielleicht auch das Opfer bringen, sie gegen den Willen der Eltern zu heiraten, weil er dies, wie die Dinge lagen, für seine Pflicht hielt, aber er würde es nie vergessen können, daß er ein Opfer habe bringen müssen, um seine Wünsche erfüllt zu sehen, und nach Mannesart würde er dies später ihr, die ohne Wissen und Willen diese Wünsche in ihm geweckt hatte, entgelten lassen.

Daß auch sie ihm alles geopfert habe, und daß es auch ein Opfer für sie sei, sich als untertänige, liebende Tochter denen zu nähern, die mit allen Mitteln gegen sie gekämpft hatten, das würde ihm wohl nie in den Sinn kommen, und wenn auch, daß ein Weib sich opfert, ist ja so selbstverständlich, darüber braucht man doch kein Wort zu verlieren. Wenn sie ihn jetzt freiwillig aufgab, begriff er vielleicht auch nicht, daß sie ihm damit den höchsten Beweis ihrer Liebe gab, aber sie selbst hatte doch das erhebende Bewußtsein, alles getan zu haben, was in ihrer Macht stand, um seinen Frieden, sein Glück zu erhalten.

Als sie gegen Abend an den Bach kam, um Wasser zu holen, stand Toni am Gartenzaun.

„Ich kann heute abend nicht kommen, Schatz," flüsterte er ihr zu. „Der Vater geht zum erstenmal wieder aus, ich muß mit ihm gehen, obwohl ich nicht wollte, aber er wurde so böse und er darf sich doch nicht aufregen."

Grethe schaute mit tränenvollen Augen stumm zu ihm auf. Er wurde ärgerlich.

„Deshalb brauchst du mich noch nicht anzuschauen, als obs ans Sterben ginge; wenn du willst, kannst du mich gegen elf Uhr hier erwarten, früher wird der Vater kaum heimgehen."

„Nein, nein, laß nur; es ist besser so, leb' wohl."

„Na, ich geh' doch nicht auf Reisen, daß du mir Lebewohl sagen mußt," lachte Toni.

Sie war dicht an den Zaun getreten und unbekümmert darum, daß sie in der leichten Dämmerung jemand sehen konnte, faßte sie mit beiden Händen seinen Kopf und küßte ihn heiß und innig, dann ließ sie ihn los und stürmte, ohne ihn nochmals anzusehen, in das Haus zurück, die Wassereimer am Bach zurücklassend.

Toni blickte ihr kopfschüttelnd nach, dann ging auch er ins Haus.

Am nächsten Tage erhielt Toni einen auf der nächsten Bahnstation abgestempelten Brief, in welchem Grethe mit wenigen, schlichten Worten von ihm Abschied nahm, ihn bat, sie zu vergessen und den Wünschen seiner Eltern Folge zu leisten, und ihm alles Glück für die Zukunft wünschte.

Toni war wie verzweifelt. Er rannte zur Lehrerfrau, um sich zu überzeugen, ob Grethe wirklich fort sei; aber diese empfing ihn sehr kalt, sie war wütend, daß sie seinetwegen dieses tüchtige Mädchen verloren hatte, und Toni konnte nichts von ihr erfahren, als daß Grethe wirklich heimlich das Haus verlassen und nur in einem Briefe ihre Gründe dafür angegeben habe.

Nun stürmte Toni wieder nach Hause, ließ den Wagen anspannen, sagte den ganz verdutzt dreinschauenden Eltern, sie hätten seine Grethel vertrieben, nun könnten sie auch schauen, wann er wiederkäme, und fuhr im Galopp zur Bahnstation. Dort sagte man ihm auf sein Befragen, daß mit dem ersten Zuge ein Mädchen, auf welches seine Beschreibung paßte, ein Billet nach der Stadt genommen habe. Toni gab einem Burschen den Auftrag, den Wagen nach Hause zu bringen und fuhr mit dem nächsten Zuge ebenfalls in die Stadt. Daß er dort am Bahnhof nichts erfahren konnte, wußte er, aber er rechnete darauf, daß jede neu ankommende Person gemeldet werden muß und hoffte auch, Grethe vielleicht zufällig zu sehen. Er wußte, daß sie keine Verwandten und Bekannten dort hatte, daß sie sich also jedenfalls eine Stellung suche, und er ging deshalb zu allen Stellenvermittlerinnen, er fragte in allen einfachen Gasthöfen nach und lief jeden Tag auf das Meldeamt, aber alles umsonst, er fand keine Spur von Grethe. Da sein Geld bald zu Ende war, hatte er sich von einem Geschäftsfreunde des Vaters eine größere Summe leihen lassen und nun besuchte er am Abend, um sich zu zerstreuen, alle möglichen Vergnügungen, während er tagsüber nach Grethe suchte. Als auch das geliehene Geld verbraucht war, mußte er sich doch endlich zur Heimkehr entschließen.

Aber lange hielt er's nicht mehr zu Hause aus. Der früher so fleißige, nüchterne Mensch war ganz verwandelt. Um die Mühle kümmerte er sich nicht mehr und allen Vorwürfen des kranken Vaters zum Trotz fuhr er entweder mit dem Wagen bei allen Kundschaften in der Gegend herum, trank und spielte in den Wirtschaften, oder er fuhr in die Stadt und blieb dort, bis er sein letztes Geldstück ausgegeben hatte. Auch der unerwartet schnell erfolgte Tod des Vaters brachte nur eine vorübergehende Aenderung in seinem Lebenswandel, nachher trieb er's nur um so toller.

Die Mutter sah mit Entsetzen das zügellose Leben des Sohnes, dem sie vollständig machtlos gegenüberstand. Sie sah den Zeitpunkt immer näher kommen, da er sich ruiniert habe, denn seit dem Tode des Vaters ging auch das Geschäft, nur fremden Leuten anvertraut, immer mehr zurück. Sie wußte nur ein Mittel, durch welches sie ihn vielleicht wieder zum Guten ändern könnte, aber sie zögerte noch immer.

Endlich entschloß sie sich, den harten Gang anzutreten und die Lehrerfrau nach Grethes Adresse zu fragen. Diese, die dem Sohne nie Auskunft gegeben hatte, sah keinen Grund, gegen die Mutter auch so zurückhaltend zu sein, und sagte ihr, Grethe habe sich damals nach ihrem Heimatsdorfe gewandt, wo sie wohl noch sei.

Nun einmal der erste, schwerste Schritt getan war, entschloß sich die Müllerein leicht zu den weiteren. Sie bat den Sohn, der gerade von einem Ausflug in die Stadt zurückkam, ein paar Tage auf das Haus zu achten, sie habe eine wichtige Reise zu machen. Grethens Heimatsdorf lag inmitten ausgedehnter Wälder und hatte weder Bahn- noch Postverbindung. Als die Müllerin an der Endstation der Bahn nach dem Wege fragte, erbot sich ein Bauer, mit ihr zu gehen, er sei von E. Sie fragte, wie weit es sei.

„Zwei Stündle, Frau, immer durch'n Wald," erwiderte der Bauer.

Der Weg führte wirklich durch den herrlichsten Buchenwald leicht bergan. Es war ein unangenehmes Gehen in dem grünen Waldesdamm und die Müllerin hatte dabei Zeit, den Bauer auszufragen. Ja, er kannte die Grethe.

„Ein braves, liebes Mädel, so brav wie die Eltern. So ein Förster kommt nicht mehr, Frau", versicherte er, „und sie, die Mutter, ein so braves Frauerl. Gar so zart war sie halt, nur so ein Pupperl, und drum hat sie's auch net aushalten können, das Weh, das ihr der Sohn an'tan hat", und er erzählte die Geschichte von Grethes Bruder. „Aber jetzt ist er auch tot, neulich ist ein Brief kommen von ihm aus Amerika und dazu ein Schreiben von dem Krankenhaus, wo er g'storben ist."

„Und die Tochter, die Grethe, wo ist die jetzt?"

„Ja, in E., beim neuen Förster. Wie die Eltern tot waren, ist s' zu einer Base, da draußen, ich weiß nimmer, wie der Ort heißt. Aber dort mußt's ihr schlecht 'gangen sein, und die Leute müssen ihr 'was an'tan haben, denn ganz klaß und krank hat s' ausg'schaut, wie s' kommen ist, und an ihre Augen sieht man's auch, daß sie viel weint im Stillen. So ein lieb's, lustig's Dingl war's, und jetzt! Den, wenn ich unter die Finger kriegt, der daran schuld ist, gleich durchprügeln tät ich den," brummte der ehrliche Bauer.

Die Müllerin tat unwillkürlich einen Schritt von ihm weg. Trug sie nicht die Schuld? Aber noch wars Zeit, gutzumachen! Sie hörte kaum mehr, was der Bauer in seiner weitschweifigen Weise weiter erzählte, daß Grethe eines Tages wiedergekommen sei, gesagt habe, sie könne es nicht aushalten da draußen in der waldlosen Ebene, und daß der neue Förster, auch ein braver Mann, aber eben einer von den Neuen, die ganz anders seien als die Alten, sie als Magd aufgenommen habe, da seine Frau damals gerade ein kleines Kind bekommen habe. Und daß sie so fleißig und tüchtig sei, aber auch gar arg still.

„Sind Sie müd', Frau?" unterbrach er sich selbst, als seine Begleiterin gar nicht mehr antwortete.

„Ja, ein bißchen."

„Wir sind bald dort," meinte er tröstend.

Schweigend gingen die beiden nun ihres Weges, der sie an einer festen Wand riesiger, düsterer Tannen entlang allmählich bergein führte.

„Da, jetzt können Sie's Dorf schon sehen," sagte der Bauer plötzlich, auf einige bescheidene, ins Grün der Obstbäume gebettete Häuschen deutend, die sich im Tal zusammendrängten. Ein schmales, eilig durch die saftiggrünen Wiesen huschendes Bächlein trieb die einzeln stehende Mühle; zu beiden Seiten des Dorfes zogen sich die Felder an den sanften Hänger der Hügel hinauf, ganz oben sich wieder im Walde verlierend, auf der den Wanderern entgegengesetzten Seite aber öffnete sich ein weites Tal, das wieder von bewaldeten Hügeln begrenzt war.

„Es ist schön hier," sagte die Müllerin.

„Ja, von da aus sieht's ganz schön aus, aber unsere Häuser sind net grad' schön und Geld hab'n wir auch net so viel, wie die draußen in der Ebene."

„Schau'n S', da in dem Häusl hat der alte Jäger g'wohnt" fuhr der Bauer fort, auf ein kleines Bauernhaus deutend, das sich nur durch die hellgestrichene Holzschuppenverkleidung von den anderen unterschied. „Aber der neumodische Förster muß natürlich auch ein neumodisches Haus hab'n; dem hab'n s' da drunten am End' vom Dorf ganz was B'sonders hin'baut. Da gehen S' nur die Straße 'nunter, da sehen S' es gleich. Adjes, Frau." Damit wandte er sich einer Seitengasse zu, und die Müllerin schritt nach kurzem Dank langsam, mit ein wenig klopfendem Herzen, die Straße entlang.

Es war wirklich ein stattliches Forsthaus mit großem, gepflastertem Hof und großem Oekonomiegebäude. Am gewaltigen Steintrog des Brunnens stand ein Mädchen und beschäftigte sich, ohne aufzusehen, mit der Wäsche. Das mußte sie sein.

„Grethel!" rief die Müllerin halblaut.

Das Mädchen fuhr empor und starrte die vor ihr Stehende wie entgeistert an.

Wie blaß und schmal das frische Gesichtchen geworden war, und wie trübe die ehemals leuchtenden Augen!

„Um Gottes willen, die Frau Hübner!" stieß Grethe endlich hervor. „Ist etwas passiert? Der Toni?" — Stockend kam das letzte Wort über ihre Lippen.

„Ja, Grethel, dem Toni ist was passiert, er ist krank geworden, seit du fort bist, und ich glaub', es kann ihm keiner helfen, wie du. Deshalb bin ich gekommen, um dich zu holen, denn wenn ich auch früher anders gedacht hab', du weißt doch, eine Mutter will immer das Glück des Kindes. — Gehst mit heim, Grethel?" fragte die alte Frau fast bittend. Grethe schluckte erst einige Male, um die Tränen zu unterdrücken, die ihr in die Augen stiegen.

„Aber gewiß, Frau Hübner, wenn Sie's selber wollen; ach Gott, der arme, arme Toni, was fehlt ihm denn?" fragte sie angstvoll. „Ist's gefährlich?"

„Nein, Grethel, es ist keine Krankheit zum Sterben, aber zum Verderben, aber du wirst ihn retten. Doch weißt, Grethel, ich bin müde, der Herr Förster wird wohl nichts dagegen haben, wenn du deine zukünftige Schwiegermutter ins Haus führst."

Grethes Gesichtchen färbte sich purpurn bei diesen Worten; sie beeilte sich, die alte Frau ins Haus zu führen, wo sie von der jungen Försterin freundlich empfangen wurde.

Da wurde nun alles in Ruhe besprochen; die Försterin bedauerte zwar sehr, daß sie die fleißige Grethe, die ihr eine liebe Freundin geworden war, verlieren müsse, aber Grethes Glück ging natürlich vor.

In dem freundlichen Giebelzimmer des Forsthauses schlief die Müllerin zum erstenmal seit langem ruhig und tief, in der Ueberzeugung, ihren Sohn gerettet zu haben. Am andern Morgen verließ sie auf einem holperigen Bauernwägelchen mit der freudestrahlenden Grethe das stille Dorf.

Je mehr sie sich M. näherten, desto schweigsamer wurden die beiden Frauen. Die Müllerin hatte das Fuhrwerk an die Station bestellt und der Knecht hatte auf die Frage nach dem Herrn geantwortet, derselbe sei erst gegen Morgen nach Hause gekommen und habe noch geschlafen, als er fortgefahren sei.

Dies bedrückte die beiden, sie fürchteten sich vor dem Empfang. Grethe gab auch endlich dieser Furcht Ausdruck.

„O, Mutter, wenn er aber nichts mehr von mir wissen will?"

Die Alte schüttelte nur stumm den Kopf und drückte fest Grethes Hand.

Der Wagen hielt; die beiden Frauen traten in das Wohnzimmer. Toni saß, ihnen den Rücken kehrend, am Tisch und wandte sich auch bei ihrem Eintritt nicht um. Die Mutter machte Grethe ein Zeichen.

„Toni!" rief diese mit zitternder Stimme.

Er fuhr auf und stieß einen Schrei aus. „Du, du!" rief er.

Laut aufschluchzend warf sich Grethe an seine Brust.

„Verzeih' mir, Toni, daß ich fortgelaufen bin; jetzt bleib' ich immer bei dir, wenn du's willst, auch der Mutter ist es recht."

Er schaute lange stumm auf die Weinende; endlich strich er zagend über ihren Scheitel.

„Aber ich bin nicht mehr der alte Toni, weißt du das?" fragte er.

Sie weinte noch heftiger.

„Ich weiß alles, die Mutter hat mir alles erzählt; aber du wirst wieder der alte werden, nicht gleich, aber so langsam, nach und nach, gelt. — Ich will dir helfen dazu."

„Ja, Grethel, wir wollen's versuchen, aber Geduld mußt du haben, vielleicht gents dann."

Und es ging wirklich. Nicht plötzlich, o nein; er ließ noch oft sein junges Frauchen zwei, drei Tage vergeblich warten, wenn er zu den Kundschaften fuhr. Aber Grethe hatte nie ein herbes Wort für ihn, sie empfing ihn nach solchen Touren ebenso liebevoll wie immer, und sie verstand ihm sein Heim so angenehm zu machen, daß diese Ausflüge immer seltener und kürzer wurden. Das Geschäft ging durch Tonis Tüchtigkeit und Grethes Fleiß und Sparsamkeit immer mehr in die Höhe und Toni war bald ebenso angesehen wie sein Vater. Er war gerettet.

Aus der Mappe eines Richters.

Ein Wiener Rechtsanwalt erzählt ein paar spaßhafte Geschichten aus der Gerichtspraxis. Wir geben daraus die folgenden wieder:

Ein Möbelpacker war zur Ausziehzeit als Zeuge vorgeladen. Nach Beendigung des Verhörs verlangt er eine Zeugengebühr von 24 Kronen. „Ja, verdienen Sie denn 24 Kronen täglich?" fragte ihn der Untersuchungsrichter. „Das ist ja kaum glaublich, da haben Sie ja mehr als ich per Tag!" Darauf antwortete der Zeuge: „I muaß mi aber a mehr plagen als wia Sö, kaiserlicher Herr Rat."

Bei der Hauptverhandlung wird dem Angeklagten vorgehalten, daß er alljährlich nach Karlsbad ging und den Rest des Sommers bei seiner Familie in Aussee zubrachte. „Das war ich meiner Familie und meiner Gesundheit schuldig," antwortete er. Worauf ihm der Vorsitzende erwiderte: „Sehen Sie, und jetzt sind Sie es Ihren Gläubigern schuldig."

Eine Diebstahlsaffäre steht zur Verhandlung. Der Angeklagte leugnet, sich an dem Diebstahl beteiligt zu haben, und behauptet, das gestohlene Leder, mit dem er in der Nacht von einem Wachmann betroffen wurde, von einem Unbekannten mit dem Auftrag erhalten zu haben, es auf den Meidlinger Bahnhof zu tragen.

Vorsitzender: „Ja, ja, das ist dieser bekannte Unbekannte mit zwei Füßen, einer Nase und einem Schnurbart, auf den sich alle ausreden."

Angeklagter: „Nein, Herr Rat, ich kann ihn ganz genau beschreiben!"

Vorsitzender: „Na, also, da kommen wir ja vielleicht darauf, wer es es ist. Wie hat erdenn ausgeschaut?"

Der Angeklagte zögert mit der Antwort.

Vorsitzender: „Na, fürchten Sie vielleicht vor ihm? Sagen Sie 's ist. Wie hat er denn ausgeschaut?"

Angeklagter: „Entschuldigen S', Herr Vorsitzender, sind S' nicht böf', er hat grad so ausgeschaut wia Sö!"

Ein Zeuge erzählt in einer anderen Sache: „Der Angeklagte schlief am Tische ein; da ich das in meinem Lokale nicht dulde, versuchte ich ihn zweimal zu wecken, er aber schlief in der frechsten Weise weiter."

Der Experte.

Ein Arzt war zu einem Kranken gerufen worden und erkannte sofort, daß jede Hilfe vergebens war. Er sagte der Frau offen die Wahrheit: „Ihr Gatte liegt in den letzten Zügen, sein Leben zählt nur noch nach Augenblicken." Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Das Ende ist gekommen; Ihr Gatte ist tot."

Der Patient drehte jedoch den Kopf nach dem Arzte und sagte „Sie irren sich, ich lebe noch!"

„Pst — flüsterte die Frau — reg' dich nicht auf . . der Herr Doktor muß das doch besser wissen."

— Grob. Gatte (zu seiner Gattin): „Mir ging es wie dem Sohn des Kis, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen. Nur daß ich nicht wie dieser eine Krone, sondern richtig die Eselin — Dich — fand!"